

Yoko Tawada

Dankesrede für den Nelly-Sachs-Preis

14.12.2025

Freundschaft, Dankbarkeit, Geschenke: diese Wörter klingen wahrscheinlich zu milde und zu naiv in der Zeit, in der wir leben; in der Zeit der nie endenden Kriege und der globalen Machtpolitik; in der Zeit, in der eine plumpe Beleidigung als Offenheit oder sogar als Ehrlichkeit verkauft wird und mit enormer Geschwindigkeit Millionen von Menschen erreicht. Die Anerkennung muss heutzutage durch tausende Klicks innerhalb von Sekunden kommen und was die Freundschaft betrifft, so muss man mindestens dreihundert Freunde haben. Manche haben sogar dreitausend. Wer kann noch zugeben, dass man sich auf einen Brief von einem einzigen Freund den ganzen Tag gefreut hat und dafür sehr dankbar ist, weil es nicht selbstverständlich, sondern ein Geschenk ist? Dies ist ein Gedanke, den Nelly Sachs immer wieder in ihren Briefen äußerte, und wenn ich daran denke, wie gewaltsam und bedrohlich für sie ihr Lebensumfeld aussah, ist es erstaunlich, dass durch ihre Briefe ein Grundton von Wärme, Vertrauen und Dankbarkeit dringt.

Ihr ging es nicht unbedingt besser, als der große Weltkrieg endlich vorbei war und die Regierung, die ihr Leben bedrohte, nicht mehr existierte. Das Gefühl, verjagt und vernichtet werden zu sollen, hörte nie auf. Es war keine bloße Einbildung von ihr. Vielmehr hatte die Gefahr eine geisterhafte Form angenommen und war ungreifbar geworden. Da kann man entweder stumpfsinnig werden, um weiter arbeiten zu können, oder man ist dieser Gefahr ausgeliefert. Und „ausgeliefert“ ist das Wort, das als erstes ins Auge springt, wenn man ihre Gedichtbände

aufschlägt. Fast könnte man meinen, dass kein Krieg wirklich endet.

Nelly Sachs ist 1939 mit ihrer Mutter von Berlin nach Stockholm geflüchtet und hat bis zum Ende dort gelebt. Bei ihr gab es vorher schon Begeisterung für die schwedische Literatur, daher war ihr der Ort, wo sie hingezogen ist, nicht ganz fremd. Damals muss die Entfernung zwischen Berlin und Stockholm sich so groß angefühlt haben wie die zwischen Berlin und Tokio heute. Als ich mit zweiundzwanzig Japan verließ, konnte ich mir gut vorstellen, in Europa zu leben, weil mir die europäische Literatur vertraut war. Gedichte und Romane gaben mir immer das Gefühl der Sicherheit, dass ich mich in einer entfernten Kultur zurechtfinden kann. Und selbst wenn sich dieses Gefühl später als eine Täuschung herausstellen sollte, hatte ich immer noch ein Zuhause, nämlich die Literatur. Ich war nicht gezwungen, aus Japan zu fliehen, und ich kann nur dankbar sein, dass ich zufällig im Frieden geboren bin. Aber Frieden ist relativ, und zudem hat selbst für die, die gezwungen sind, ihr Zuhause zu verlassen, die Erfahrung der Migration soviel Potenzial, wie zum Beispiel die Erweiterung des eigenen Horizontes, einen tieferen Einblick in die Sprache, die Fähigkeit, den Standpunkt zu wechseln und vieles mehr. Das zeigt sich manchmal im gelungenen Moment des Austausches an einem unglaublich starken Leuchten in den Augen der Menschen, auch wenn sie unter schwierigen Umständen geflüchtet sind. Mehrmals war ich Augenzeugin solcher Momente und denke immer wieder, dass dieses Licht nicht in einem dünnen Schein-Realismus und erhitzter Schwarzweiß-Diskussion vergessen werden darf.

Nun zurück zu Nelly Sachs. Auch wenn sie in Schweden lebte, fühlte sie sich nicht sicher, auch nicht oder gerade nicht in der Nachkriegszeit, in der die Überreste der Vernichtungslust weiterhin unterwegs waren. Die Gefahr zeigte sich meistens

in der Psyche der Einzelnen, aber wahrscheinlich war sie in der Struktur der Gesellschaft und somit in der Sprache der Mehrheit versteckt. Die Überreste des letzten Krieges und das Vorzeichen des nächsten Krieges herauszufinden wäre auch eine Aufgabe der Literatur. Warum die Literatur? Nicht etwa, weil sie dafür verwendet werden kann, um ein Statement auszudrücken, sondern weil sie erstaunliche Sätze hervorbringen kann – zum Beispiel so eine Zeile von Nelly Sachs:

„Sind Gräber Atempause für die Sehnsucht?“

Das Grab, eine Verbindung zur Vergangenheit in einer traditionellen Form, ist da, aber seine Funktion wird neu erfunden. Das Grab ist jetzt da, um eine Pause zu machen, um Atem zu holen – aber nicht etwa eine Pause von einem Völkermord, sondern eine Pause von der Sehnsucht. Der Grabbesuch kann einfach eine Pause vom Leben sein, das von Sehnsucht oder Begehren getrieben ist, aber es kann auch bedeuten, dass das Grab nur eine Pause für die Toten ist, weil mit dem Tod die Sehnsucht nicht verschwindet. Das Grab setzt keinen Punkt, sondern ein Komma. Der Fragesatz „Sind Gräber Atempause für die Sehnsucht?“ kann auch ironisch gelesen werden oder als ein Selbstgespräch mit Seufzen oder als ein Denkspiel. Die Sprache der Dichterin ist vielschichtig, körpernah, persönlich, politisch und hat keine Angst davor, widersprüchlich zu sein.

Die Sprache gehört meistens den Menschen, aber nicht nur. Im Gedicht „Chor der Geretteten“ oder „Chor der Wandernden“ ist es von einem „wir“ die Rede, also wahrscheinlich sind das die Menschen, die singen. Aber im „Chor der Bäume“ bleiben die Menschen stumm und die Bäume singen: „O Ihr Gejagten alle auf der Welt! / Unsere Sprache ist gemischt aus Quellen und Sternen.“ Ihre Sprache besteht aus dem unterirdischen Wasser und den überirdischen Sternen.

Dazwischen stehen wir, die Menschen, sprachlos und die Bäume singen ein Epos ohne Helden, sie singen von den Vertriebenen. Die Bäume schenken ihnen einen Schatten. Für die Schattenexistenz ist der Schatten ein Schutz.

Zum Glück können die meisten Bäume ohne Gärtner auskommen, denn: „Gärtner sind wir, blumenlos gewordene / Und stehn auf einem Stern, der strahlt / Und weinen.“

Die Gartenarbeit ist vorbei. Die Worte müssen woanders gefunden werden. Nicht nur Nelly Sachs, sondern es gab weitere, von mir verehrte Dichtende wie Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger oder Paul Celan, die in der Nachkriegszeit auf unterschiedliche Weise auf die Blumen der Sprache verzichteten. Die Suche nach einer neuen Sprache begann. Die Gartenschere der Vernunft hilft nicht. Jede dichtende Hand musste für sich die Bäume, das Meer, das Reh, das Heilige, das Blut und die dunkle Nacht unter ein Dach bringen.

Nelly Sachs hat die Religiosität nicht verneint. Ihr vielschichtiges Schreiben lässt sich manchmal mit ihrem Wort „gottdurchlässig“ beschreiben – und es ist auch ein Wort, das mehrere Interpretationen zulässt. Wichtig ist hier seine Durchlässigkeit.

„Aus dem Kochtopf der Sprache, die wir unter Tränen erlernten, / Ernähren wir uns.“ Heute ist kaum jemand bereit, den bitteren Eintopf der Sprache zu essen. Manche glauben, durch die Erfindung und die Verbreitung neuer Begriffe eine bessere Welt schaffen zu können. Einige von ihnen betrachten sogar diejenigen, die die neuen Begriffe nicht verwenden, als Feind und verklagen sie. Aber die Sprache soll nicht instrumentalisiert werden, um die Gesellschaft zu spalten. Sie hat ihr eigenes Gedächtnis und dieses soll durch die Sprache durchscheinen. Eine Erneuerung kann nicht durch Verbote erzwungen werden, sondern entsteht eher

aus dem bitteren Geschmack der Geschichte so langsam, wie nur die Lyrik sein kann. Genauso wenig gezwungen sollte die Verbindung zwischen zwei Kulturen, zwei sozialen Gruppen oder zwischen verschiedenen Geschlechtern sein.

Der Ausdruck „eine Brücke schlagen“ wirkt wegen des Wortes „schlagen“ beunruhigend, sogar ein wenig militärisch, auf mich. Außerdem erinnert er mich zu sehr an eine Steinbrücke, die hart und unflexibel ist. In einer Zeit, in der der Fluss gelegentlich seinen Lauf ändert und die beiden Ufer sich verschieben, ist der Stein als Material für eine Brücke nicht mehr geeignet, und das Zeitalter des Eisens und des Eisernen Vorhangs ist auch schon vorbei. Ich würde eher von einem Faden sprechen, und zwar einem Faden aus Licht wie bei Nelly Sachs und Paul Celan. Ich werde versuchen, Kulturen und Zeiten, Wörter und Sprachen, Menschen und andere Lebewesen mit einem Faden aus Licht miteinander zu verbinden und weil es nicht selbstverständlich ist, dass ich für diese Arbeit eine Unterstützung bekomme, werde ich die heutige Aufzeichnung als ein seltenes Geschenk verstehen und dafür sehr dankbar sein. Ich danke für die Worte der Jury, für die Laudatio, für den Preis, der einen bedeutsamen Namen trägt, und ich danke der Stadt Dortmund, die den Preis in der Nachkriegszeit geschaffen hat, in der der Krieg in Wirklichkeit noch nicht zu Ende war. Vielen herzlichen Dank!